



JACQUELINE
KORNMÜLLER

6 AUS 49

ROMAN

GALIANI
BERLIN

Jacqueline Kornmüller

6 aus 49

4, 15, 22, 28, 36, 47 8

Roman

Galiani Berlin



1. Auflage 2025

Verlag Galiani Berlin

© 2025, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG,
Bahnhofsvorplatz 1, 50667 Köln

Alle Rechte vorbehalten

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Covermotiv und -gestaltung Kat Menschik

Lektorat Esther Kormann

Gesetzt aus der Garamond Premier Pro

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86971-315-1

Weitere Informationen zu unserem Programm
finden Sie unter www.galiani.de

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

produktsicherheit@kiwi-verlag.de

Manchmal sagen Zahlen mehr als Worte.

Haruki Murakami

1

Es gibt Angewohnheiten, die sich vererben. Ich schlafe mit Brille in der Hand, wie meine Großmutter. Lange war ich kein Brillenträger, irgendwann dann doch und seither: Brille in der Hand. Ich schlafe auf diese Weise ein und wache auch genauso wieder auf.

Lina hatte ein französisches Bett. Französisch deswegen, weil es angenehm groß war, wenn man allein darin schlief, und nicht zu klein, wenn man zu zweit darin schlief. Am liebsten schlief ich mit ihr allein darin. Ich lag in der Mitte, sie am Rand. Meistens drehte sie mir ihren Rücken zu. Der Rücken war ein großer, runder Hügel aus warmer Haut, er war die Landschaft, durch die ich reiste. Hinter ihrem Rücken war man vor allen Unwägbarkeiten des Lebens sicher. Nichts, aber auch gar nichts konnte einem hier passieren. Und dennoch wurde mir hier alles offenbart, denn sie sprach mit mir über alles. Über wirklich alles.

Meine Großmutter war eine leidenschaftliche Lottospielerin, das ist begründet in der Tatsache, dass sie als Kind eine Art von Armut erlebte, die so bitter war, dass sie noch am Ende ihres Lebens zu mir sagte, so eine Armut wie ich sie als Kind erlebt habe, gehört verboten. Kein Wunder, dass sie zeit ihres Lebens alles tat, um diese anfängliche Armut zu überwinden.

Lina kam an einem Dreizehnten auf die Welt. Dreizehn war ihre Glückszahl. Die Familie war alles andere als vom Glück verfolgt. Das änderte sich, als Lina das Glück selbst in die Hand nahm. Nimm dein Glück in die Hand. Diese sich selbst erfüllende Prophezeiung schien meine Großmutter mir durch den Rücken hinein in die Seele gesagt zu haben. Das stand am Ende aller Vorkommnisse, von denen meine Großmutter mir berichtete. Denn alles, was sie erzählte, war wahr. Auch die Geschichte des Ufos.

Die Geschichte des Ufos erzählte sie mir nicht im Bett. Zu dem Zeitpunkt, als sie das unbekannte Flugobjekt vom Balkon ihres Schlafzimmers sah, war ich schon aus ihrem französischen Bett ausgezogen. Nicht freiwillig selbstverständlich. Die Geschichte des Ufos erzählte sie mir am Telefon. Ich stand damals knapp dreizehnjährig in einer ziemlich angeranzten Telefonzelle in einem Internat, in das man mich brachte, um mich von ihr zu trennen.

Sie und ich hatten eine Verabredung, immer am Donnerstagabend miteinander zu telefonieren. Man konnte damals in Telefonzellen noch angerufen werden, und sie rief mich an, und zwar pünktlich. Meistens bildete sich eine Schlange vor der Zelle. Kinder, die noch so etwas wie Kontakt zu ihren Eltern pflegten, standen davor herum. Dann klingelte das Telefon, eine Nummer erschien an der Anzeige, irgendein Kind hob ab, hörte ihre Stimme am Apparat, hielt den Telefonhörer in meine Richtung, und dann stöhnte die Schlange, denn alle wussten: Das kann dauern. Und an diesem Abend dauerte es tatsächlich lange, denn Lina hatte eine Erscheinung gehabt, und die Schlange hörte mit.

Offenbar wachte sie mitten in der Nacht auf, blickte in den Nachthimmel über den Bergen und sah ein mit Diamanten

besetztes Dreieck in der Sphäre schweben. Es war nichts Unwirkliches, es stand am Himmel, war riesig wie eine Brosche, ein Schmuckstück. Ich kannte ihre Hingabe zu Schmuck, sie liebte Schmuck, besonders alten. Sie beschrieb die Anordnung der Steine auf dem Ufo. Das Dreieck war dreidimensional und stand geräuschlos in der Luft. Sie stand auf, öffnete die Balkontür und ging hinaus. Ich sehe sie vor mir, sie mochte leichte Damastnachthemden, wie ihr massiger Körper in dem durchscheinend himmelblauen Hemd in die kühle Nachtluft hinaustritt und das juwelenbesetzte Ufo bewundert. Lange sei sie da draußen herumgestanden, und erst nach einer gefühlten Stunde legte sie sich wieder langsam zu Bett, behielt aber das Ufo fest im Blick. Geraune machte sich in der Schlange breit. Am heutigen Morgen sei sie aufgewacht, und der Flugkörper war verschwunden.

Die Sache ließ ihr keine Ruhe, und sie telefonierte im Ort herum, ob andere Ähnliches gesehen haben. Aber keiner außer ihr war in den Genuss der Ufo-Sichtung gekommen.

Es gibt Auserwählte, sagte ich ins Telefon. So ein Ufo zeigt sich nicht jedem. Ungläubig starrte die Schlange mich an. Ich kann mir schon vorstellen, dass sich dir das Ufo gezeigt hat. Wieso, lachte meine Großmutter, nun ganz befreit. Du bist eine besondere Person. Ich kenne niemanden wie dich. Du?, fragte ich sie. Natürlich nicht, sagte sie. Jeder Mensch ist einzigartig, jeder. Klar, sagte ich, aber unter allen, die ich kenne, bist du der Einzigartigste. Und das war genau das, was meine Großmutter an diesem trüben Donnerstagabend brauchte. Ich denke, dass die Wesen, oder sagen wir mal die Intelligenz in dem Ufo diese eine Person auf der Erde gesucht hat, der sie sich zeigen wollte, und es wundert mich nicht, dass sie sich

dich ausgesucht hat. Meinst du?, fragte sie fast sicher. Sicher bestätigte ich. Und willst du wissen, warum ich das glaube? Bitte, sagte sie, und auch die Schlange rückte ein Stück näher. Ganz einfach, du bist der gastfreundlichste Mensch, den ich kenne.

Lina war zeit ihres Erwachsenenlebens Hotelierefrau, und zwar die leidenschaftlichste Hotelierefrau, die je ein Gast gesehen hat. Sie war der Inbegriff einer Hotelierefrau. Wobei der Begriff Hotel nicht ganz passt. Sie vermietete Zimmer. Zunächst waren es nur wenige Zimmer an eher langfristige Gäste, aber je mehr sie auf den Geschmack kam, desto mehr Zimmer vermietete sie, desto mehr Häuser bewirtschaftete sie, desto mehr Gäste empfing sie. Und jetzt Außerirdische, das ist doch nur logisch, sagte ich. Das Telefonat wurde abrupt abgebrochen, denn jemand klingelte an der Tür, an der Hoteltür, und sie war weg. Ich legte den Hörer auf, verließ die Zelle, schritt langsam durch die Schlange und flüsterte noch mal: Und jetzt Außerirdische, das ist doch nur logisch. Die Schlange wich vor mir zurück und gab den Weg frei.

2

Dreizehn war eine Zahl, die meine Großmutter besonders schätzte, sie wurde an einem Dreizehnten geboren, im Jahr 1911. Meine Großmutter sprach von ihrer Mutter voller Achtung und Hingabe. Etwas Ruhiges, Beruhigendes schien von der Urgroßmutter ausgegangen zu sein, vielleicht vertrauten ihr deswegen andere ihre Kinder an. Lange dachte ich, dass Lina vierzehn Geschwister hatte, bis sich bei einer zufälligen Reise in ihre Vergangenheit herausstellte, dass nicht alle leibliche Geschwister waren. Manchmal, wenn wir an Sommerabenden nachts noch lange draußen saßen, machte sie sich einen Sport daraus, die Vornamen ihrer leiblichen Geschwister aufzuzählen.

Kreszentia

Ludwig

Franziska

Xaver

Alois

Benedikt

Rosalia

Martha

Rupert

Sophie

Die Dramatik ihrer Kindheit behielt für meine Großmutter immer ihren ganz großen Reiz. Jeden Namen hob sie heraus. Immer stockte sie bei dem Namen Sophie und sagte, die Sophie, die war gut, aber presshaft. Presshaft?, fragte ich. Presshaft, wiederholte meine Großmutter, und dann krümmte sie sich aufs Erbärmlichste zusammen, und das ganze Elend dieses Mädchens namens Sophie wurde mit einem Schlag sichtbar. Presshaft. Wie wenn der Körper in der Haft einer unsichtbaren Presse ist und sich selbst das Leben abschnürt. Am Ende ihres Lebens fuhr Lina einmal im Jahr zur Kur, merkwürdigerweise weit weg in die Nähe ihres Geburtsortes. Die Kur hatte für sie etwas grenzenlos Ermüdendes, manchmal kam ich zu Besuch, und wir unternahmen Ausflüge in die Gegend ihrer Kindheit. Einmal streunten wir auf dem alten Friedhof ihres Dorfes herum, in der Hoffnung, ein paar bekannte Namen auf den Grabsteinen zu finden. Auf einer Bank unter einem Kirschbaum nahe der Kirche saßen vier Frauen. Meine Großmutter näherte sich ihnen fast unterwürfig und sprach sie leise an.

Kennt ihr noch die Sophie?

Die vier Frauen sahen sich selbst an wie Nornen. Wie wenn sie den Lebensfaden von Sophie von Anfang bis Ende in sich abspulten. Sophie, wiederholte meine Großmutter und deutete mit dem Stock in Richtung eines verfallenen Hauses, das neben dem Friedhof lag, und deutete auch die Pressbewegung leicht an.

Die, sagte die Eine, und führte dabei die Pressbewegung unvermutet formvollendet aus.

Ja, sagte meine Großmutter.

Die ist g'storbn, sagte die Andere.

G'storbn, bestätigte die Eine.

Und auch die anderen beiden Nornen wiederholten mehrmals nickend: G'storbn, als wäre der Faden von ihnen persönlich durchtrennt worden.

Wir ließen die vier Nornen Nornen sein und setzten unseren Weg ohne Eile in Richtung des verfallenen Hauses fort. Das Haus war gedrungen, alles roch nach Not. Nach großer Not und bitterer Armut. Wir sahen durch die Fenster. Das Haus schien feucht und nicht unterkellert zu sein, es lag quasi halb unter der Erde und wurde aus der Erde heraus gebaut. Mit Steinen. Das Haus war unbewohnt. Ein ehemaliges Armenhaus, wie man es heute nur noch aus Filmen kennt, die in längst vergangenen Jahrhunderten spielen. Angrenzend ans Haus stand eine große, offene Scheune. Hier deutete Lina auf einen Flecken roher Erde. Hier, hier bin ich gestanden. Meine Großmutter ging schon am Stock und zeichnete ihren alten Standpunkt mit diesem Stock auf die Erde. Über achtzig Jahre schien das her zu sein. Und meine großen Schwestern, die Kreszenz und die Martha, standen oben, dort oben auf dem Scheunenboden. Und sie riefen herunter: Wir sind die Mädchen vom hohen Stand, und du der Bauerntrampl vom Land. Als Bauerntrampl fing das Leben an, das verstand meine Großmutter. Wobei sie sich schon in ihrer Kindheit darüber im Klaren war, dass sie weder damals ein Bauerntrampl war noch jemals einer sein würde. Und durch dieses Wissen gestärkt spann sie sich ihren eigenen Faden, wobei er ihr anfangs noch etwas holprig durch die Finger glitt.

Lange blieb sie nicht im Haus ihrer Mutter. Die Zeit der Kindheit war bemessen, und kaum geboren und gewachsen, mussten ihre Geschwister und sie das Haus verlassen. Meine Großmutter trat mit vermutlich dreizehn Jahren ihre erste

Stelle an. Ihre Zeit bei der Mutter war von Armut geprägt, aber die Geborgenheit der Kindergesellschaft umfing sie. Jetzt war sie auf sich allein gestellt, und es begann eine dunkle Zeit im Leben meiner Großmutter. Ihre Arbeitgeber waren Pächter einer Bahnhofsrestauration und Eltern eines behinderten Kindes. Meine Großmutter kam mit so gut wie nichts bei ihnen an. Einziges Gepäck war eine Zither. Sie spielte Zither, allein in einer Kammer, und träumte vom Leben, das irgendwann einmal beginnen sollte. Auch dem Kind spielte sie vor. Aber der Frau des Hauses missfiel das Mädchen und auch das Zitherspiel, und sie nahm ihr das Instrument ab. Soll sie doch lieber mit dem Kind als mit der Zither spielen. Das Zusammensein mit dem behinderten Kind war für Lina die schwerste Aufgabe, die ihr das Leben nur hätte stellen können. Wenn ich geborgen hinter ihrem Rücken lag und sie mir davon erzählte, spürte ich die alte Last.

Meine Großmutter hatte einen besonderen Körper, ihre Arme waren zart, ihre Hände waren zart, ihr Körper von der Brust bis zum Oberschenkel war massig. Sie hatte eine weiche und duftende Haut, und in den Momenten, in denen ihr das Leben schwer erträglich schien, glitt ich mit meinen Kinderhänden ihren Rücken entlang. Anfangs schien sie es gar nicht zu bemerken, aber nach und nach schien die Last von ihr abzufallen und zu verschwinden. Mit ein paar Strichen war sie wie verflogen. Ich malte ein Bild auf ihre Haut, ich zog die Linien zwischen ihren Leberflecken und Sommersprossen zusammen, und sie begann über meine Gebilde zu lachen. Schlaf jetzt, sagte sie. Und ich schlief ein. Am Morgen war sie weg. Sie stand als Erste auf und ging als Letzte zu Bett.

3

Meine Großmutter kämpfte sich durch ein Leben voll Arbeit. Was sie tat, um sich von der Arbeit loszusagen? Sie spielte Lotto. Sie spielte nicht so wie normalerweise Leute Lotto spielen. Sie spielte Systemlotto. Wenn meine Großmutter gewusst hätte, was ich heute weiß, nämlich dass das österreichische Lotto eine höhere Trefferwahrscheinlichkeit als das deutsche Lotto hat, wäre sie ausgewandert. Bei den Österreichern heißt das Spiel nicht 6 aus 49, sondern 6 aus 45. Und die fehlenden vier Zahlen verändern naturgemäß die Wahrscheinlichkeit zum Sieg auf einen Lotto Sechser. In der österreichischen Variante gibt es über 8,1 Millionen Tippvarianten, also liegt die Wahrscheinlichkeit, mit einem Tipp zu gewinnen, bei eins zu 8,1 Millionen. Das entspricht ungefähr der Wahrscheinlichkeit, bei einem Unwetter von einem herabfallenden Ast getötet zu werden. In Deutschland liegt die Wahrscheinlichkeit bei eins zu 140 Millionen, das entspricht wahrscheinlich der Wahrscheinlichkeit, von einer herabfallenden Sternschnuppe erschlagen zu werden.

Das Spiel hatte für meine Großmutter eine grenzenlose Faszination. Natürlich begann auch sie mit einem ersten, kleinen Lottoschein und steckte alle in der Familie damit an. Folglich

spielten alle Lotto. Meine Mutter, meine Tante, die Kinder meiner Tante, alle Familienmitglieder samt den Zimmermädchen, die zahlreichen Freunde der Familie, die Nachbarn, und sie bekehrte auch so manchen Hotelgast. Sie ahnte, dass sie eines Tages das Glück haben würde zu gewinnen, weswegen sie den Zahlen eine große Bedeutung beimaß. Die 36 zum Beispiel hatte für sie eine besondere, eine magische Bedeutung. Es gab in unserem verwunschenen Haus, das den Namen Amalie trug, es gab in der Amalie sogar einen Lottoplatz, die Veranda. Thomas Mann soll auf der Veranda Tee getrunken haben, später beantwortete meine Großmutter dort Buchungsanfragen fürs Hotel, aber vor allem wurde dort Lotto gespielt, und das mit ungekannter Leidenschaft. Auf die Normalos, die den kleinen Lottoschein immer noch mit ihren Geburtsdaten füllen, sah meine Großmutter herab. Das macht keinen Sinn, sagte sie dann, nicht den geringsten. Sie tauschte den kleinen Lottoschein, der ungefähr so groß war wie eine Postkarte, gegen den großen Lottoschein ein, der ungefähr so groß war wie ein mittleres Kopfkissen. Wir mussten alle ran. Es dauerte Stunden, bis so ein Monstrum an Lottoschein ausgefüllt war. Zudem entwickelte sie Tabellen, die wir – und im Besonderen ich – abschreiben und eintragen mussten. Und das war eine Arbeit, die höchste Konzentration erforderte und massenweise Kugelschreiber verbrauchte.

Bei der Lottozentrale, wo die Scheine abgegeben wurden, war sie die Queen. Immer freitags ging sie mit mir an der Hand zum Friseur und danach zur Lottozentrale. Beim Eintritt in die Zentrale tauchten wir in eine dichte Wolke von Qualm. Wenn sie erkannt wurde, gaben die Lottoraucher den Weg zur Abgabestelle frei. Und dann diktierte sie ihr Glück.

Wenn wir den Laden verließen, war sie noch siegessicher, doch bevor wir zu Hause ankamen, holte sie die Realität wieder ein, und schon stand eine Schlange von Gästen vor der Tür.

Auf all diesen Wegen begleitete ich meine Großmutter, und bei solchen Gelegenheiten erzählte sie mir, wie sie zur Amalie kam. Die Amalie ist und bleibt das schönste Haus, das ich kenne. Kannte, muss ich sagen, den leider ist die Amalie nicht mehr die Amalie. Sie hat den Namen geändert und wurde in ein anderes Haus verwandelt. Oft träume ich davon, die Amalie wieder zu sich selbst kommen zu lassen. Die Amalie lag in einer Straße mit dem wundersam klingenden Namen Höllentalstraße, und tatsächlich erinnere ich mich an meine Kindheit als eine Zeit der Hölle und des Himmels. Wie nah das beieinanderliegt, konnte man im Haus Nummer 36 tagtäglich erleben. Die 36 war die Zahl, die auf jedem Lottozettel stehen musste. Felsenfest, wie ein Versprechen, wie eine Prophezeiung.

Der Legende nach gibt es auf der Welt sechunddreißig Gerechte, die die Welt vorm Untergang beschützen. Die Sechunddreißig sind namenlos, keiner kennt sie, keiner kann sie kennen. Verborgen in der Gesellschaft können sie jeder sein, arm oder reich. Jedenfalls sind sie gerecht, und ohne ihr Zutun wäre die Welt dem Untergang geweiht. Wenn ein Gerechter oder eine Gerechte stirbt, wird er oder sie durch einen anderen ersetzt. Obwohl sie unerkant bleiben wollten, hielt ich als Kind Ausschau nach diesen Gerechten und überlegte, ob meine Großmutter eine von ihnen sein könnte. Auch die Schwester meiner Großmutter kam in Betracht. Wenn ich es genau überlegte, kam die Schwester sogar noch mehr in Betracht als meine Großmutter. Meine Großmutter war alles,

aber war sie auch gerecht? Die Schwester meiner Großmutter hatte schon etwas grenzenlos Geduldiges und Gerechtes.

Dass die Schwester nicht die Schwester war, aber als Schwester bezeichnet wurde, hatte seinen Grund in der Tatsache, dass beide zusammenlebten, zusammen arbeiteten, die Kinder zusammen behüteten, das Leben miteinander verbrachten und sich über ihre kriegsbedingte Männerlosigkeit hinwegtrösteten. Die Verbundenheit dieser beiden Frauen war spektakulär. Sie waren weder verwandt noch verschwägert, sie verließen sich ihr ganzes Leben lang aufeinander, und dieses Vertrauen wurde durch nichts erschüttert. Niemals. Nicht einmal durch ihre Männer.

4

Wie es Lina aus der Bahnrestaurationskammer herausgeschafft hat, weiß ich nicht. Ich stelle mir vor, dass sie die Härte der Frau des Hauses oft zu spüren bekam. Sie scheiterte mit ihren dreizehn Jahren an dem behinderten Kind, und das trug sie sich selbst ein Leben lang nach. In der Bahnrestaurationskammer sah sie den abfahrenden Zügen immer wieder hinterher. Eines Tages wartete sie im Schatten des Hauses auf den nächsten Zug, schlüpfte ungeschrien hinein und war weg. Bei der Mutter angekommen, bat sie um ein paar Tage Aufenthalt und wurde dann zum Vater nach München geschickt, der als Gärtner im Nymphenburger Schlosspark seinen Dienst tat. Mit ihm gemeinsam bewohnte sie unweit des Parks eine Kammer, zwei hintereinanderstehende Betten waren darin. Über den Vater hat sie geschwiegen. Fast nichts, was ihr über den Vatermann über die Lippen gekommen wäre. Er soll vor ihrer Geburt einen großen Hof bewirtschaftet haben, den er beim Spiel auf dem Viehmarkt verlor, und damit die Familie in die Armut stürzte. Jetzt war er Gärtner und ließ sich nur noch selten zu Hause blicken. Meiner dreizehnjährigen Großmutter verschaffte er bald eine Arbeit als Kupferwäscherin, in dem sagenumwobenen Münchner Regina Palast Hotel am Maximiliansplatz.

Lange musste Lina das Kupfergeschirr des Regina Palast Hotels in einer Salz- und Essiglauge putzen, schwer waren die Kessel und Pfannen, die ihr von den Köchen direkt und oft noch heiß ins kalte Wasserbecken geschmissen wurden. Schwerstarbeit war das, sie stöhnte auf, wenn sie mir davon berichtete. Der Arbeitstag war lang, und die Stunden wurden nicht gezählt, und nach dem Dienst blieb nur noch der Schlaf in der kalten Kammer mit dem ungeliebten Vater. Aber Glück muss man haben, und meine Großmutter hatte Glück. Fanny, die Obersaaltochter des Regina Palast Hotels hatte ein Auge auf sie geworfen. Lina, sagte sie zu ihr, komm mit. Lina ließ die Kupferkessel fallen und folgte Fanny. Die Pracht des Hotels traf Lina mit ganzer Wucht. Sie betrat das Gebäude immer durch den Hintereingang, jetzt stieg sie mit Fanny die Treppen nach oben, durchquerte die vergoldete Eingangshalle, Fanny ging etwas zu schnell für Linas Geschmack, gerne wäre sie stehen geblieben und hätte die Räumlichkeiten bewundert, die Empfangsräume, den Teesalon mit einer Tanzfläche, bis sie schließlich im Speisesaal landeten. Der Saal war leer, kein Gast war mehr da. Die Tische standen in Reih und Glied. Weiß gedeckt. Umlaufend dunkelrot gepolsterte Bänke, anschließend eine lange Bar, gegenüber der Bar wieder weiß gedeckte Tische.

Ich zeige dir, wie man den Tisch deckt, sagte Fanny mit tonloser Strenge. Auf einem Teller lag unter einer Serviette verborgen ein neunteiliges, frisch poliertes Silberbesteck. Der Gast isst von außen nach innen, wir arbeiten beim Eindecken von innen nach außen. Rechts liegen: das Tafelmesser, das Menümesser, das Fischmesser und der Suppenlöffel. Links liegen die Tafelgabel, die Menügabel und die Fischgabel. Präg dir das

ein. Schau mir genau zu. Und Lina sah zu, und vor allem sah sie Fannys gepflegte Hände mit einer unnachahmlichen Akkuratess über den Tisch gleiten. Verglichen mit ihren aufgeschwemmten, verätzten und verbrannten Klumpen waren sie wie die Werkzeuge einer Fee. Fehlt noch das Dessertbesteck. Dieses liegt oberhalb des Tellers, Dessertgabel und -löffel werden waagrecht angeordnet. Der Griff des Löffels nach rechts, der Griff der Gabel nach links. Fanny sah meiner Großmutter direkt in die Augen. Morgen mehr. Und damit ließ sie meine Großmutter im nachmittäglichen Speisesaal des Regina Palast Hotels stehen.

Und Lina stand da. Versuchte, sich die Anordnung des Bestecks einzuprägen. Ganz so leicht war es nicht. Vorsichtig nahm sie den Suppenlöffel und legte ihn spiegelverkehrt auf den gegenüberliegenden Platz. Ist doch klar, dachte sie, zuerst die Suppe. Dann nahm sie das Fischmesser. Im Sommer fingen ihre Brüder Forellen im Bach, schlitzten sie auf, holten die Eingeweide raus, wuschen den Fisch noch einmal im Bach und steckten ihn auf einen Stock. Ein offenes Feuer gleich neben dem Bach, so saßen sie herum und brien die Fische. Es gab keine besseren Tage als die Stockfischtage. Sie legte das Fischmesser neben den Suppenlöffel. Jetzt das Menümesser. Gleich musste sie an die Mutter denken. Die Mutter, die einen Apfel schält. Hauchdünn schält sie, sodass alles vom Apfel übrig bleibt. Gerne aß sie nur die Schale und ließ der Mutter den Apfel. Wenn die Mutter sie jetzt sehen könnte. Dann das Tafelmesser. Wenn sie nur nicht immer nach Nymphenburg hin- und zurückfahren müsste, wenn sie nur hier irgendwo leben könnte. Nichts bräuchte sie, ein Bett würde schon reichen. Die rechte Seite liegt. Nun links. Von innen nach außen

decken, sagte Fanny. Zuerst also die Tafelgabel. So wie sie jetzt daherkommt, kann sie nicht im Speisesaal arbeiten. Ob sie auch so eine Tracht bekommen würde, wie Fanny sie trägt? Sie sah sich um, am Abend würde der Raum sich füllen, und dann kommt's drauf an. Jetzt noch die Menügabel und die Fischgabel. Kalt fühlte sich das Silber an. Eiskalt lief es auch ihr den Rücken hinunter. Fehlt noch das Dessertbesteck. Immerhin hatte sie es bis hierhin geschafft. Und der kleine Löffel. Dass sie doch immer wieder so ein Glück hatte, so ein Glück, dachte sie.

Für Lina, die nur den Hunger kannte, musste die Aussicht, ein fünfgängiges Menu zu servieren, etwas Unvorstellbares gewesen sein. Schmalz auf eine Scheibe Brot zu streichen, das kannte sie, eine Wassersuppe zu löffeln, das kannte sie. Eine heiße Kartoffel in den Händen abkühlen zu lassen, auch das war ihr bekannt. Schon möglich, dass sie mal ein Stück Fleisch bekam, selten, aber es passierte. Jetzt, da unbekannte Gerichte an ihr vorbei defilierten und sie sie selbst zu anderen Mäulern bringen würde, aß sie mit den Augen. Zunächst stand sie nur am Rand und beobachtete, nach und nach durfte sie erste kleine Gänge erledigen. Immerhin hatte sie von Fanny ein gutes schwarzes Kleid und eine weiße Schürze bekommen. Auf dem Kopf das Häubchen war schon etwas fremd, ständig musste sie nach oben sehen, ob das Ding auch richtig sitzt. Ungewohnt wie eine Krone. Vergiss die Krone, sagte sie zu sich selbst.

Lina erlernte die Kunst des Servierens. Getränke und Teller serviert man von rechts, Saucen und Menagen von links. Wein ebenfalls von links. Schnell musste es gehen. Viel wurde serviert. Allein wie ein Teller getragen wurde, war eine Sache für

sich. Es vergingen Wochen, Monate, bis Lina vollends Fannys Ansprüchen genügte. Und nicht nur ein Teller wurde serviert, zwei, drei, vier Teller wurden gleichzeitig serviert und eingestellt. Die Sache war nicht so leicht. Die linke Hand musste teils über, teils unter dem ersten Teller schweben, gehalten wurde das ganze vom Daumen, sodass der zweite Teller leicht in die linke Hand wandern konnte. Wenn die Haltung passte und die Balance hielt, war der dritte Teller, der teils auf dem Arm, teils auf der Hand lag, kein Problem mehr. Wenn die Haltung nicht stimmte, drohte alles zu rutschen.

Sie musste die Gedanken an alles andere wegschieben, sie musste sich ausschließlich auf das Gleichgewicht der Teller konzentrieren. Noch schwieriger war das Abservieren mit aufliegendem Besteck. Beim Abservieren nimmt man den Teller mit der rechten Hand vom Tisch, verlagert das Gewicht leicht nach hinten, um den Teller dann behutsam in die linke Hand wandern zu lassen. Das Abräumen geschieht quasi hinter dem Rücken des Gastes. Jetzt wird die Gabel mit dem Daumen fixiert, um das Messer unter die Gabel zu schieben. Natürlich mit der Schnittfläche zum eigenen Körper. Es war eine harte Schule, durch die Fanny sie schickte, aber nach einiger Zeit hatte sie es drauf und trat ihre Stelle als Servierfräulein im Regina Palast Hotel an.

Lina entdeckte ihre Liebe zum Hotel. Das Kommen, das Gehen, das Empfangenwerden und das Verabschieden, die Lust, Wünsche entgegenzunehmen und sie zu erfüllen, all das verstand Lina als Möglichkeit, für ein paar Augenblicke ihrer gewöhnlichen Realität zu entkommen. Sie spürte erstmals eine Faszination in sich aufkeimen. Mit einem Schlag war sie herausgeschleudert aus ihrem Elend.

5

Hier im Regina war es auch, wo sie ihre spätere Schwester traf.

Plötzlich sei die da gestanden, die Maria. Auch im Service gelandet, genau wie Lina. Maria wurde schnell verlegen, die ganze Serviererei war ihr peinlich. Abgrundtief peinlich. Dieser ganze Aufzug. Schwarze Tracht mit weißer Schürze und Häubchen. Maria wäre am liebsten im Boden versunken. Maria war schüchtern, und der Umgang mit Menschen fiel ihr lange nicht so leicht wie Lina. Manchmal brachte sie keinen Ton heraus. Stand da, lächelte und stotterte herum. Lina lachte. Ja, sie waren verschieden. Total verschieden. Die Offenheit Linas übertraf bei Weitem die von Maria, aber dessen ungeachtet freundeten sich die beiden jungen Frauen an. Lina zeigte Maria, was sie von Fanny gelernt hatte, und dann fiel es Maria nicht mehr ganz so schwer, den Gast nach seinen Wünschen zu fragen. Wenn Maria dann doch wieder in Verlegenheit kam, stand gleich Lina parat. Maria war für Lina wie eine Schwester. Sie mochte sie, von Beginn an. Nach der Arbeit gingen sie ein Stück zusammen. Auch Maria kam vom Land, gemeinsam konnten sie den Unwägbarkeiten der großen Stadt besser begegnen. Und dann ergab sich eine Gelegenheit, eine frei werdende Unterkunft in der Nähe des Hotels.

Und sie zogen zusammen. Eines Morgens packte Lina in der kalten Kammer ihre Sachen und teilte dem Vater mit, dass sie jetzt in der Nähe des Regina eine Bleibe gefunden habe, und weg war sie.

Ins Hotel kamen auch andere Hoteliere, die auf der Durchreise gutes Personal abwarben. Der bayrische Tourismus erfand sich in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts, Kurorte kamen in Mode. Irgendetwas brauchte jeder Ort, womit man kuren konnte, mal war es ein Kloster, mal ein See, mal eine Quelle. Wenn man weder ein Kloster noch einen See und auch keine Quelle hatte, hatte man zumindest noch die Luft. Und so warben viele süddeutschen Orte damit, ein Luftkurort zu sein. Die Süddeutschen nennen die Touristen im Geheimen deshalb auch die Luftdeppen, weil sie allen Ernstes an die Sache mit der Luft glauben, aber das bleibt unter uns.

Lina, die Fannys strenge Schule durchlaufen hatte, wurde für eine Saison in den Westen des Landes abgeworben, Maria sollte in den Süden gehen. Lina nahm die Trennung auf die leichte Schulter, für Maria schien es inzwischen unvorstellbar zu sein, sich von Lina zu trennen. Der letzte Abend kam, und Maria brach zusammen. Keinesfalls. Keinesfalls wolle sie Lina verlassen, sicher würde man auch für Lina eine Stelle im Süden finden. Maria wollte nicht mehr ohne Lina sein. Für Lina waren die Tränen von Maria etwas Seltsames. Nie noch hatte jemand um sie geweint, noch nie hatte ihr jemand das Herz geöffnet, nie noch wollte jemand bei ihr sein, und Lina gab nach. Sagte dem Westen des Landes ab und bestieg mit Maria den Zug Richtung Süden.

Allein die Fahrt Richtung Süden war eine Sensation. Die Fahrtzeit mit dem Schnellzug von München Hauptbahnhof

nach Partenkirchen dauerte drei Stunden. Vor der Abfahrt hatten die beiden sich noch bei einem Schneider in der Theaterstraße zwei Reisekostüme anfertigen lassen, und weil Lina und Maria so außer sich vor Freude waren, ließen sie übermütigerweise ein Foto von sich machen. Bereit zur Abfahrt, bereit für ein neues Leben, so sehen die beiden auf dem Foto aus. Ihre Habseligkeiten passten in einen gemeinsamen Koffer. Langsam wand sich der Zug aus München Richtung Pasing heraus. Bis man bald den Starnberger See sah, und Possenhofen. Hier wäre man am liebsten schon ausgestiegen, aber in der Ferne sah man schon die Alpen, und die Vorfreude wuchs ins Unermessliche. Über die Dörfer ging es weiter, Maria kannte die Gegend aus ihrer Kindheit. Polling, Huglfing, Uffing, Murnau am Staffelsee. Beim Staffelsee wären sie am liebsten raus aus dem Zug und rein in den See. Aber die Berge, die Lina noch nie gesehen hatte, waren nun schon zum Greifen nah. Bei Ohlstadt zwängten sie sich durch ein schmales Tal, bis sich bei Farchant das Tal öffnete und sich das Wettersteinmassiv samt dem Karwendel in seiner ganzen Pracht zeigte. Lina und Maria glaubten, im Paradies angekommen zu sein. Der Bahnhof von Garmisch war damals noch in Partenkirchen. Von dort aus gingen sie zu Fuß eine knappe halbe Stunde ins Hotel Marktplatz nach Garmisch, wo Maria am selben Nachmittag ihre Stelle antrat. Für Lina würde man auch bald etwas finden.

Der Luftkurort, in den Maria Lina entführte, hatte etwas Überwältigendes. Die sensationelle Landschaft zog die Reichen und die Superreichen an, die sich saisonal vor Ort aufhielten. Sommers wie winters wurde geworben, was das Zeug hielt, und die Luftdeppen überfluteten folglich in Schwärmen den Luftkurort. Allorts wurde Personal gebraucht.

Maria freundete sich gleich an ihrem ersten Arbeitstag mit dem Portier des Hotels an, und der Portierfreund hatte einen Rezeptionsfreund im Hotel Clausings gegenüber. Gleich wurde über die Straße nachgefragt, ob es noch eine Stelle gibt, und tatsächlich: Lina fand auf der Stelle eine Stelle. Das Clausings Post Hotel gegenüber dem Hotel Marktplatz war das ländliche Gegenstück zum Regina Palast Hotel, eine glamouröse Bühne für aufstrebende UFA-Stars. Lina betrat das Hotel über den Seiteneingang. Mit offenem Gesicht ging sie zur Rezeption. Der Receptionist schob sie ins dahinterliegende Büro zum Chef. Lina zeigte ihr Zeugnis vom Regina Palast Hotel und ein persönliches Empfehlungsschreiben von Fanny, und tags drauf begann auch sie zu arbeiten.

6

Anfangs lebten Lina und Maria in einer Dachkammer unweit der beiden Hotels. Viel später ging ich mit meiner Großmutter dort vorbei, und sie zeigte nach oben. Dort oben haben wir zu zweit gelebt, in dieser kleinen Kammer mit Balkon.

Eng und gedrungen ist sie, die Kammer, aber es reicht, es reicht alles so, wie es ist. Sie verlassen das Haus morgens. Maria biegt ins Marktplatz ab, und Lina überquert die Straße und geht ins Clausings. Einmal rief der alte Clausing Lina zu sich ins Büro, legt einen Hunderter auf den Tisch. Es muss ein neues Gwand her, für alle. Jetzt gehst vor zum Hartenstein, Lina, und lässt dir ein Dirndl anfertigen, ein tadelloses. Das ganze Service wird dieses Dirndl tragen, und du suchst es aus. Hast mich? Lina nimmt den Hunderter vom Tisch. Sie geht vor zum Hartenstein, betritt den Laden. Noch liegen keine Juden abweisenden Schilder herum, aber bald. Die Schilder wird bald jeder sehen, der in Garmisch einen Laden betritt. Der in Garmisch eine Gastwirtschaft betritt. Der in Garmisch ein Hotel betritt. Warum die Juden? Das weiß keiner so genau. Auch Lina nicht. Sie geht herum in dem Geschäft. Sie war schon mal drin und hat sich umgesehen. Geld hatte sie keines. Nur schauen wollte sie. Und man hat sie schauen lassen. In Ruhe. Dann ist sie wie-

der gegangen mit Wünschen im Kopf. Aber jetzt ist sie wieder da, mit Geld in der Tasche. Stoffe lässt sie sich zeigen. Was erwartet sich der alte Clausing? Eine Tracht zum Servieren. Schwarz muss sie sein, wenn sie mit was Buntem daherkommt, ist sie gleich unten durch. Schwarz muss es schon sein, streng muss es auch sein, zurückhaltend muss es sein, aber etwas muss es schon haben. Blau wäre ihre Lieblingsfarbe. Sie geht an den blauen Seidenstoffen vorbei. Lavendelblau, Kornblumenblau, Vergissmeinnichtblau. Das Vergissmeinnicht sticht ihr ins Auge, es liegt zwischen dem Lavendel und der Kornblume und schillert so schön. Würde zu ihr passen. Vergissmeinnichtblau der Schurz. Dazu ein schwarzer Brokat. Ein Leben muss schon drin sein in dem Stoff. Sie findet was, etwas mit Leben drin. Dann werden ihr die Maße genommen. Zwei Näherinnen arbeiten an ihr. Eine, die misst, und eine, die schreibt. Wie soll der Ausschnitt sein? Nicht zu tief und nicht zu hoch. Ein Spitzenpassepoil wär sauber. Ein Spitzenpassepoil? Na, eine Spitze, die den Ausschnitt leicht verdeckt. Dann setzen wir den Ausschnitt doch ein Stück weiter nach unten, sagt die, die misst. Wo bekomm ich die Spitze? Gehens rauf zum Bunten Haus. Dort sitzt die Luise Ende. Die verkauft arabische Spitze. Und vielleicht bekommen Sie da auch noch ein Band um den Hals. Damit der nicht ganz so nackert daherkommt. Die, die misst, lacht frech.

Nach der Anprobe geht Lina rauf zum Bunten Haus. Suchen muss sie nicht lang. Gleich steht sie vor dem Laden von der Ende. Spitzen aller Art gibt's hier. Luise Ende ist eine, der man gern zuhört. Wie die spricht. Ein Spitzenpassepoil? Hier was besonders Zartes. Zu zart darf es nicht sein. Dann hier etwas Robusteres. Das wieder zu robust, aber das könnt pas-

sen. Und dann noch etwas um den Hals, etwas, das zu einem schwarzen Dirndl passt. Etwas Helles vielleicht. Etwas Weißes. Ein Edelweiß. Ein Edelweiß an einem schwarzen Band. Als alles beieinander ist, zeigt sie sich dem alten Clausing. Hat das Geld gelangt? Grad, sagt Lina. So wie du werden jetzt alle anschauen. Tadellos.

Tadellos. So arbeitet Lina im Hotel. Serviert, wie sie es gelernt hat. Tadellos. Sie hört zu, hört, was die Gäste reden. Nachrichten gibt's immer, aber jetzt gibt's etwas, das erschüttert. Die einen erschüttert es und die andern ganz und gar nicht. Die einen sind entsetzt, und die andern wollen es unbedingt. Die meisten sind dagegen, aber die, die dafür sind, sind am Drücker. Es geht um den Ort und um den Nachbarort. Es geht um Garmisch und um Partenkirchen. Zusammengelegt werden sollen sie. Weil der Hitler das will. Weil der Hitler die Olympiade will. Und deswegen müssen die Garmischer und die Partenkirchner spüren. So wie er das will. Aber die Garmischer und auch die Partenkirchner lassen sich das nicht bieten, so viel ist klar. Erstens, weil sie sich hassen, abgrundtief und traditionell, und so ein Hass kann nicht einfach so mir nichts, dir nichts überwunden werden. So ein Hass hat tiefe Wurzeln. Und zweitens, weil es die Nazis sind, die sich so einen Schmarrn ausdenken.

Ein Nazi ist der Gauleiter Wagner, wenn der ins Clausings kommt, stehen alle stramm. Haben alle Angst. Lina geht in Deckung, wenn sie den sieht. Das ist einer der Schlimmsten, der Allerschlimmsten. Und der Böartigste. Und da war wieder mal so ein Abend, da kam der Hartenstein, bei dem sie den Stoff für das Dirndl gekauft hat. Bleich war er, als er zur Tür hereinkam, kreidebleich. Der Wagner hätt ihn aus dem

Gemeinderat rausgeschmissen, wie der Wagner überhaupt den ganzen Gemeinderat unterwandert hat. Und jetzt ist alles aus. Die Nazis setzen den Zusammenschluss einfach durch. Garmisch und Partenkirchen werden Garmisch Bindestrich Partenkirchen. Und die Winter-Olympiade kommt. Und kurz drauf kommt der Wagner, der Obernazi, selbst ins Hotel, in die Stube, dort, wo der Garmischer Stammtisch sitzt. Und ein Wort gibt das andere, und mitten im Streit brüllt der Wagner: Halt's Maul, sonst kommst nach Dachau! Und alle halten das Maul.